

GÜTERSLOHER  
VERLAGSHAUS



**Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen**

# GottesdienstPraxis

## Serie B

Arbeitshilfen für die Gestaltung von Gottesdiensten  
zu Kasualien, Feiertagen, besonderen Anlässen  
und Arbeitsbücher für die Gemeindepraxis

Herausgegeben von Erhard Domay

Gütersloher Verlagshaus

# Volkstrauertag, Buß- und Betttag, Ewigkeitssonntag

Gottesdienste, Predigten  
und liturgische Stücke

Herausgegeben von Erhard Domay

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage

Copyright © 2006 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich  
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des  
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages  
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für  
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die  
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz intensiver Bemühungen war es leider nicht in allen Fällen  
möglich, den jeweiligen Rechtsinhaber (Bildmaterial/Text)  
ausfindig zu machen. Für Hinweise ist der Verlag dankbar.  
Rechtsansprüche bleiben gewahrt.

Umschlagentwurf: Finken & Bumiller, Stuttgart, unter  
Verwendung eines Fotos von Andrew Cowin  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: Těšínska Tiskárna AG Český Tešín

Printed in Czech Republic

ISBN-13: 978-3-579-03132-3

ISBN-10: 3-579-03132-5

[www.gtvh.de](http://www.gtvh.de)

# Inhalt

Zur Einstimmung	
Auf Blut und Wasser segelt mein Herz	
Kirsten Kötter .....	9

## Volkstrauertag

Dann brauchst du einen Platz für deine Leier	
Gottesdienst am Friedenssonntag (Volkstrauertag)	
Arno Schmitt .....	16

Horrorvideo oder Heile Welt	
Gottesdienst zum Volkstrauertag	
Ulrich Haag .....	23

Es wird sein in den letzten Tagen	
Gottesdienst zum Volkstrauertag	
Claudia Kettering, Danielle Regnault .....	29

Den Menschen die Angst vor sich selber nehmen	
Predigt anlässlich der Gedenkstunde des VDK	
zum Volkstrauertag auf dem Frankfurter Hauptfriedhof.	
Text: Mt 5,1–12	
Günter Gottschämmer ... ..	34

Unterwegs zum Volkstrauertag	
Predigt. Text: Mt 5,9	
Eckhard Herrmann .....	39

Helft denen, die Hilfe brauchen!	
Predigt. Text: Mt 25, 31–46	
Hansjörg Haag .....	43

Es gibt keinen gerechten Krieg Predigt. Text: Joh 8,12 Christiane Borchers .....	48
Trauern und Arbeiten an einer neuen Welt Ansprache zur Einweihung eines Kriegsgräberfeldes Wolfram Braselmann .....	53
Liturgische Stücke Arno Schmitt, Susanne Gröpler .....	54
<b>Buß- und Bettag</b>	
»Wenn nicht, dann hau ihn ab!« Gottesdienst am Buß- und Bettag Arno Schmitt .....	60
Ein neues Leben und ein neuer Geist Gottesdienst zum Buß- und Bettag Kurt Dohm .....	67
»Vorsicht, Umleitung!« Liturgie zum Buß- und Bettag Christian Schwarz .....	76
Schafft Recht! Predigt. Text: Jes 1,10–17 Annette Bruse .....	81
Buße – moderne Geschichten zu einem unmodernen Begriff Predigt. Text: Ez 18,23,32 Frank Schuster .....	84
Wir haben den Schlüssel! Text: Offb 3,14–22 Thomas Mämecke .....	88

Liturgische Stücke	
Sybille Gottwick, Annette Bruse, Udo Jesberger,	
Bernhard von Issendorff .....	92

## Ewigkeitssonntag

Engel sind Lebensbotinnen und Lebensboten	
Gottesdienst zum Ewigkeitssonntag	
Magdalene L. Frettlöh .....	102

Wir erinnern uns an sie, solange wir leben	
Gottesdienst mit einer Kerzenlitanei zum Gedächtnis der Toten	
Volker Johannes Fey .....	119

In Hoffnung auf Gottes Fest des Lebens	
Liturgie zum Ewigkeitssonntag, mit Totengedenken	
Uta Schmidt .....	125

Die Handtasche. Oder: Die Würde des Menschen	
hört mit seinem Tod nicht auf!	
Predigt. Text: Phil 2,1ff.	
Jutta Bartling .....	128

Haltet mich nicht auf, denn Gott hat Gnade	
zu meiner Reise gegeben.	
Predigt. Text: Gen 24,56	
Claudia Kettering, Danielle Regnault ... ..	132

Namen, manche vertraut, manche unbekannt	
Ansprache zum Erinnerungsgottesdienst an die Verstorbenen	
Texte: Ps 90, 10 und Joh 10,27+28	
Sybille Gottwick .....	136

Weinen und Hoffen	
Predigt zum Totensonntag	
Elisabeth Müller .....	138

Gott will uns nicht trostlos zurücklassen Predigt. Text: Jes 40,1-11 Ingrid Keßler-Woertel ...	143
Traurigkeit und Hoffnung gehören zusammen Predigt. Text: Offb 21,1-7 Uwe Rieske ...	146
Es ist mehr zu sehen, als vor den Augen liegt Predigt. Text: Offb 21,1-7 Klaus Kohl ...	151
Liturgische Stücke Bernhard von Issendorff ...	156
Die Autorinnen und Autoren ...	159

### Auf Blut und Wasser segelt mein Herz

Kirsten Kötter

In Marions Haaren glitzerten Wassertropfen. Sie stand am Pier, den abgestoßenen braunen Koffer in der Hand. Ihre Haare leuchteten feuerrot, ihr Mantel aber war aus kirschroter Wolle, abgetragen. Marion war von Daniela sofort entdeckt worden. Alles, was an Daniela farblos und gerade war, war an Marion üppig und bunt. Marion war somit genau der Typ Frau, in den sich Daniela immer wieder verliebt hatte. Daniela zog sich die Kapuze mit einem Ruck herunter – ratsch! Irritiert wandte sich Marion um und sah eine hagere Frau in einem aralblauen Regencap, die ihre feinen hellen Haare nach hinten warf. Das Gesicht dieser Frau war blass, durchbrochen von ebenfalls blassen Sommersprossen. Die Frau schaute herausfordernd direkt in ihre Augen und erinnerte Marion an ein Rennpferd vor dem Start. Der Blickkontakt war Marion peinlich. Sie zupfte sich am Ohr und sah schnell weg. Unter ihr kräuselte sich die Gischt. Endlich wurde die Brücke angelegt, und sie gingen auf dieser zu dem Schiff, mit dem sie die dreiwöchige Rundreise durch kanadische Seen machen würden.

Später standen sie beide an Deck. »Ich bin Daniela«, stellte sich die eine vor und hielt der anderen die Hand hin. Wassertropfen spritzten von den Wellen hoch über die Reling, als sie sich die Hände schüttelten. Der Schiffsbug hob und senkte sich. Beide atmeten in diesem Rhythmus. Zuerst sagten sie wenig, tauschten vorsichtig Allgemeinplätze aus, sprachen über die Reise, den langen Flug von Deutschland nach Kanada. Dann gingen sie endlich doch nach unten in den Speisesaal. Ihre Gesichter röteten sich, die Wangen brannten, die Finger waren noch steif, und sie bestellten sich etwas Alkoholisches. Eine Frau mit dunkelroten Locken und einem kirschroten Mantel und eine Frau mit hellen Haaren und blauem Regencap. Sie lernten sich kennen. Sie kamen sich näher. Sie lachten zusammen. Doch nach dem Abend lag Marion zusammengerollt in ihrem roten Mantel auf ihrem Bett. In ihr tobte ein innerer Kampf. Ihre Gefühle schienen wie aus unterschiedlicher Materie gewebt, aber alle hie-

ßen Schmerz: ein wabernder, nebliger Schmerz, der ihren gesamten Rumpf durchzog, und ein wie zu einer Faust geballter Schmerz in der Magengrube. Die Schmerzen waren körperlich fühlbar, aber sie hatten keine körperliche Ursache. Marion dachte, dass sie nie wieder würde aufstehen können. Und nach draußen gehen. Zu dieser langhaarigen Frau, mit der sie Wein getrunken hatte. Marion dachte an das Blut in ihren Adern und Venen – rot, hin, blau, weg. »Ich kann nicht mehr vertrauen«, flüsterte Marion zwischen zusammengebissenen Zähnen. Marion konnte das schon. Kam sie jemandem nahe, verschloss sich etwas in ihr. Ging sie auf jemanden zu, trieb sie etwas wieder von ihm weg. Trauer, Schmerz! Wie seltsam, dass man Trauer und Schmerz erst dann fühlt, wenn man sich wieder dem Leben öffnet! »Auf Blut und Wasser segelt mein Herz«, flüsterte Marion.

Draußen auf Deck joggte Daniela, drehte ihre Runden auf dem Schiff wie die Uhr ihre Zeiger. Sie lief mit zusammengekniffenen Lippen um das Schiff, immer wieder ihre Runde. Der Kapitän ruhte sich auf einem Liegestuhl aus und hörte ihre Turnschuhe flappen, mal näher, mal weiter. Wenn sie seine Höhe passierte, streifte ihn ein Luftzug. Er mochte das. Ihre unaufdringliche Gesellschaft gab ihm den Gedanken ein, dass alles möglich sei. Morgen würden sie wieder an einer Insel anlegen. Daniela nahm ihn nicht wahr. Sie konzentrierte sich auf ihr Laufen. Sie dachte dabei gar nichts. Für sie bedeutete das Laufen eine innere Reinigung. Es war wie ein Gebet, eine Fürbitte um Gnade, um Erlösung. Es war eine Buße für alle ihre Sünden.

Sie galten als Freundinnen. Im Speisesaal saßen sie an einem Tisch. Sonnteten sich Marion oder Daniela alleine in einem Liegestuhl, setzte sich niemand neben sie. Fuhren sie auf einem der Inselausflüge mit dem Bus, ließ man ihnen einen Doppelsitz. Inzwischen hatten sich beide an das Gefühl der Nähe gewöhnt. Marion igelte sich seltener ein. Daniela joggte nicht mehr morgens und abends. Sie lachten jetzt oft zusammen, konnten sich manchmal nicht mehr einkriegen, lachten hysterisch über einen Akzent, einen ungewöhnlichen Namen. Sie waren so albern wie Schulkinder. In der zweiten Woche kam ein neuer Aspekt in ihre Beziehung: Zärtlichkeit. Marion stand am Bug. Das Schiff fuhr mitten in einen orangefarbenen Raum aus Sonnenuntergang und Wasserspiegelung hinein. Plötzlich spürte Marion eine zarte Berührung an ihrer Wange. Sie schloss die Augen und verlor sich in dem roten Raum hinter ihren Lidern. Sei-

dige Haare wedelten über ihr Gesicht. Ein Körper drückte sich an ihren Rücken. »Schade, dass ich dich nicht schon als Schulmädchen gekannt habe«, flüsterte Daniela, »schickst du mir ein Bild von dir von damals?« Marion schmunzelte und nickte, hielt die Augen weiter geschlossen. Lange stand sie so. Als Marion die Augen wieder öffnete, umgab sie ein tiefblauer Raum. Die Wellen liefen gegen den Bug. Die Sonne war untergegangen. Sie war allein.

Am nächsten Morgen konnten sie sich am Frühstückstisch nicht in die Augen sehen. Marion zupfte sich am Ohr, sah ins Leere. Daniela räusperte sich, sagte, dass sie nun wirklich für den Marathon im Herbst trainieren müsse. Der Ausflug auf die Insel müsse ohne sie stattfinden. Marion nickte, ließ ihr Ohrläppchen nicht los. Auf der Insel setzte sich Marion von der Gruppe ab. Sie verließ den breiten asphaltierten Weg ins Dorf, auf dem die anderen wanderten, und bog in einen kleinen erdigen Pfad, der fast vollständig hinter tief hängenden Baumzweigen verborgen war. Immer wieder musste sich Marion bücken. Ranken verhakten sich an ihrem Mantel und rissen die Wolle auf. Marion rannte fast, getrieben von etwas, wofür sie kein Wort hatte. Nach einiger Zeit verlor sich der baumverhangene Pfad in einer lichten Wiese von zartem Grün. Hinten liefen kleine weiße Wellenkämme auf das Land zu. Am Ende der Wiese, vor dem Meer, stand ein Holzhaus. Eine kleine Gestalt kam auf Marion zu. Es war ein Mädchen, das ihren Mantel halb angezogen hinterherschleifte. In einer Mädchenhand schlenkerte eine kleine quietschrosa Plastikhandtasche. Das Mädchen hatte dünne rote Zöpfe, Rattenschwänze. Das Mädchen sah aus, wie ein Mädchen aussehen muss: schlaksig wie ein Fohlen. Marion starrte das Mädchen an. Es war dem Mädchen peinlich, so angestarrt zu werden. Schnell öffnete es die rosa Tasche und holte etwas heraus. »Willst'n Kaugummi?«, fragte das Mädchen und hielt Marion eine hellgraue, zerkaute und zur Kugel geformte Masse unter die Nase. Sprach das Mädchen Englisch? Französisch? Gar Deutsch? Später würde es Marion nicht sagen können.

Als Marion weder ja oder nein sagte, bloß auf die unappetitliche Kugel starrte, lief das Gesicht des Mädchens hellrot an. Es zupfte sich verlegen mit der Plastiktaschenhand am Ohr und verbarg die Kaugummihand hinter dem Rücken. »Willste sehen, wie ich wohne?«, fragte es, drehte sich um und lief mit der Kaugummihand hinter dem Rücken, der Plastiktasche über der Schulter auf das Haus zu. Beim Laufen bewegte das Mäd-

chen den Oberkörper im Rhythmus der Schritte hin und her, sodass die Plastiktasche hin und her schaukelte. Marion folgte dem Mädchen. »Ich bin ein Esel«, rief das Mädchen über die Schulter und nickte übertrieben bei jedem Schritt mit dem Kopf, »ich bin ein Esel und muss jeden Tag Lasten tragen, sooo schwere Lasten.« Das Mädchen beugte beim Laufen seinen Rücken tief und wäre fast gestolpert, aber Marion konnte es an der Schulter fassen und auffangen. Sie stiegen die knarrenden Stufen zur Holzveranda hoch. Die Tür zum Wohnzimmer schwang im Wind hin und her, schien nicht mehr gut zu schließen, am Holzrahmen war der weiße Lack abgeblättert, das Glas hatte einen feinen Riss. Marion zog den Riss mit der Fingerspitze nach.

Das Mädchen ging in das Wohnzimmer: »Tataaaa«, imitierte sie eine Posaune. Das Mädchen ging durch den Raum, setzte sich für eine Sekunde in den verblichenen Korbschaukelstuhl, schaukelte, ging zum verstaubten Klavier, schlug zwei Töne an, die schräg und disharmonisch verhallten. Plötzlich wirkte das Mädchen niedergeschlagen. Es stand mit hängenden Armen mitten im Raum. »Mein Vater schlägt mich«, murmelte das Mädchen. Sein Kopf war gesenkt. Es stand ganz still. Marion ging durch das Zimmer. Auf einem kleinen Tisch standen gerahmte Fotos. Sie nahm eines der Fotos, ein Schwarz-Weiß-Foto in einem grünen Lederahmen. Es zeigte einen Mann in einer Uniform, wie sie ein Jäger oder Förster trägt. Eine Flinte lehnte demonstrativ am Bein des Mannes. Er schaute mit einem herausfordernden Blick in die Kamera. »Niiicht!« – wie eine Gewehrkuugel schoss das Mädchen auf Marion zu, schlug ihr das Foto aus der Hand, das klirrend auf dem Boden aufschlug, »niiicht, der Rahmen ist vergiftet.« Marion und das Mädchen standen still da und sahen sich an, zwischen ihnen lag der Rahmen, lagen Glasscherben. Das Mädchen beugte den Rücken, die Plastikhandtasche lag wie ein totes Tier auf dem Boden. Marion bückte sich und sammelte die Scherben ein. Sie hörten ein Motorengeräusch näher kommen, das Mädchen wurde blass: »Vater«, flüsterte sie. Das Mädchen schaute ins Leere, zupfte sich hektisch am Ohr, drehte sich dann abrupt um und lief nach draußen vor die Tür. Marion hörte Autotüren knallen, eine Männerstimme, die schrie, eine hohe Stimme, einen Schuss, wieder Motorengeräusch, das sich langsam entfernte. Lange stand Marion wie versteinert mit Rahmen, Scherben und Foto in der Hand. Endlich ging sie nach draußen. Sie sah Reifenspuren im sandigen Boden und einen roten glänzenden Fleck – Blut! Sie

schrie, schleuderte alles von sich und lief, lief. Neben ihr glitzerte das Meer.

Marion fand die Reisegruppe vor der Dorfkirche, wo sie in ihren Regemänteln vor einer steinernen Platte standen. Es nieselte. Alle drehten sich nach ihr um. »Ich war Zeugin eines Mordes«, rief Marion. Sie spürte das Entsetzen der anderen. »Wir müssen es der Polizei melden«, sagte ein Mann. Der Pfarrer erklärte ihnen den Weg. Alle gingen gemeinsam dorthin. Doch gab es Probleme. Keiner der Polizisten kannte ein einsames Holzhaus am Meer. Die einzige Familie, die eine Tochter im passenden Alter hatte, lebte in einer Mietwohnung, allerdings auch am Meer. Ein Polizist machte sich auf den Weg dorthin. Man schickte die Reisegruppe aus dem Revier. Zögerlich ging die Gruppe weg, nahm instinktiv den Weg zurück zur Kirche. Der Pfarrer sah sie kommen und schloss ihnen ungefragt auf: »Ihr müsst beten«, sagte er mit seinem seltsamen In-seldialekt, »nicht immer nur Urlaub machen. Es gibt auch Schmerz und Trauer. Da kommt keiner drum rum.« Er war alt, galt als Original und konnte sich eigentlich alles leisten.

Die Reisegruppe saß in den ersten Reihen der Kirchenbänke. Die Situation, die Worte des Pfarrers, der Kirchenraum – nach kurzer Zeit begann ein Mann laut zu beten. Die anderen falteten die Hände. So beteten sie für das Mädchen, für Angehörige, für tote Verwandte, für Kriegs- und Hungeropfer. Das gemeinsame Gebet schloss sie noch mehr zur Gruppe zusammen. Und als sie dann auf der Polizeistation hörten, dass die gesuchte Familie laut Aussage der Nachbarn am Morgen verreist wäre, war sich die Gruppe sofort einig, dass sie warten würden, bis die Ermittlungen – Anfragen bei Grenzstationen, Flughäfen, Bahnhöfen – abgeschlossen wären. Der Kapitän war sofort dazu bereit. Dank dem neuen Gruppengefühl erlebten sie ein paar erstaunlich harmonische Tage auf der Insel. Und als Marion vom Polizeirevier kam und erzählte, dass die Ermittlungen erfolglos eingestellt würden, hatten die meisten den Anlass für den Aufenthalt auf der Insel vergessen. Man hatte Marion auf dem Polizeirevier ein Foto der gesuchten Familie gezeigt, das eine Polizeidienststelle in Florida gemacht und mit Internet geschickt hatte: In einem pastellfarbenen eingerichteten Hotelzimmer standen blonde dicke Menschen, die erschreckt durch große dunkle Brillen in die Kamera starrten; das Mädchen hatte stoppelkurze weißblonde Haare.

Marion hatte sich die letzten Tage seltsam frei gefühlt, mit Daniela öffent-

lich geflirtet, neue Freundschaften geschlossen, viele Adressen getauscht. Wieder daheim schrieb Marion sofort an Daniela. Daniela öffnete den Briefumschlag an einem nebligen Herbstmorgen. Es war ein Foto. Auf der Rückseite stand: »Das bin ich als Schulmädchen. Hattest du dir nicht so ein Foto gewünscht? In Liebe deine Marion.« Daniela drehte das Foto um, betrachtete es: Sie sah ein dünnes Mädchen mit langen roten Rattenschwänzen, das eine rosa Plastikhandtasche an die Brust drückte und ängstlich in die Kamera spähte. Daniela zog sich ihre Regenjacke an und ging nach draußen, um zu joggen. Danach gönnte sie es sich, Marion mit einem Brief zu antworten.

# Volkstrauertag

# Dann brauchst du einen Platz für deine Leier

Gottesdienst am Friedenssonntag (Volkstrauertag)

Arno Schmitt



Ernst Alt: Heimwehvesper

Hymnus

Gott zur Ehre  
Lasst uns singen  
In der Höhe, in der Tiefe  
Auf den Knien und im Tanzen  
Lasst uns singen  
Lasst uns loben  
Lasst uns leben  
In der Freude, unter Tränen!

Alle Menschen seiner Gnade  
Gestern, heute, alle Tage  
Lasst uns singen  
Gott zur Ehre  
Einen Hymnus ohne Ende!

Lied: EG 175 Ausgang und Eingang; gesungen als Kanon

#### Eingangsgebet

Deine Klarheit, Gott, gehe uns auf wie die Morgenröte.  
Deine Liebe, Gott, umstrahle uns wie die Sonne am Mittag.  
Deine Gnade, Gott, senke sich auf uns wie die Freundlichkeit des Abends.  
Dein Friede, Gott, umfange uns wie die Stille der Nacht. Amen.

#### Kyrie

Vor dich, Gott, kommen wir/Du kennst uns/Du kennst uns besser als wir  
uns selbst/Du kennst unseren Jubel und unseren Stolz, unsere Einsam-  
keit und unser Versagen/Wir bitten dich um dein Erbarmen:  
Kyrie eleison EG 178.9

Vor dir, Gott, legen wir ab, was uns bedrängt in diesen Tagen:  
allen Ärger, alle Unruhe,  
alle vergebliche Mühe und was wir schuldig geblieben sind.  
Und bitten dich um dein Erbarmen:  
Kyrie eleison EG 178.9

Vor dir, Gott, legen wir ab, was uns Sorgen macht in diesen Tagen:  
Herausforderungen und Anfeindungen,  
die Sorge um unser Leben, dass es seinen Weg findet,  
die Angst um den Frieden in der Welt,  
dass er uns bewegt und uns entschlossen handeln lässt.  
Und bitten dich um dein Erbarmen:  
Kyrie eleison EG 178.9

#### Tagesgebet

O Gott, öffne unsere Augen, dass wir das Lächeln und die Tränen unse-  
res Nächsten sehen. Öffne unsere Herzen, dass wir die Sprache der

Freundschaft und die Gesten der Freundlichkeit verstehen. Schärfe unsere Sinne, dass wir das Anrollen der Gewalt spüren. Und lass uns ihr mutig entgegentreten.

Stärke unsere Arme, dass es uns gelingt, unseren Nachbarn, unsere Nachbarin, wenn es sein muss, unterzuhaken und stärke unsere Beine, sie zu tragen. Mit sich selbst allein soll keiner sein, keine sein.

Ein reines Herz, Gott, gib uns, uns selbst wertzuschätzen. Ein weites Herz, Gott, schaff uns, die Vielfalt deiner Schöpfung zu erahnen. Ein großes Herz, Gott, schenk uns, all das Einmalige dieses Lebens von Herzen zu erfassen – und zu begreifen: in all dem Vielen und Unvergleichbaren bin ich und du und wir alle ebenso winzige wie wichtige Teilchen, die es nur miteinander und nicht ohne und gegeneinander schaffen, das Ganze zu sein.

Beende, was uns trennt. Lass aufleuchten deine Herrlichkeit, dass wir es fassen, endlich: das Zeichen des Bogens dort am Himmel – dass es, wenn es nach dir geht, nicht aufhören soll mit diesem Leben, in dem Platz ist, Frieden und Entfaltung für alle. Amen.

## Predigt

Liebe Gemeinde, ich möchte Ihnen eine Bildkarte schenken. Eine Federzeichnung von Ernst Alt. Der »Heimwehvesper« des Künstlers entnommen (Kösel-Verlag München, 1977). Ein Mythenbild: nicht ganz einfach hineinzukommen, stolpern und stecken bleiben nicht ausgeschlossen. Lassen Sie sich ein wenig Zeit!

*Pause: KonfirmandInnen gehen mit Körbchen durch die Reihen. Die Feiernenden nehmen sich eine Bildkopie. Im Altarraum wird das Bild auf die Wand projiziert. Die Orgel spielt Improvisationen von Olivier Messiaen.*

Was ich sehe? Nicht sonderlich viel zunächst. Ein bizarres, gespenstisches Gebilde in hell- bis dunkelgrauer Farbabstufung. Breit aus der Erde wachsend ragt es geweihtartig empor. Am Boden? Ein zusammengekauert Mensch, dessen bloße Füße angestrengt um Festigkeit bemüht sind. Mit den großen, hellen Flächen seines Umhangs unterscheidet er sich deutlich von dem, was sich an ihm vorbei und über ihn hinaus verlängert – dunkel, wuchernd und von feinen Adern durchzogen: die vielfa-

che Vergrößerung einer menschlichen Hand, die den Umhang vom Gesicht des Kauernden zieht.

Ich suche weiter und sehe, ganz in der Mitte des Bildes: Die beiden ungleichen Gestalten, die Hand und der Kauernde, verschmelzen miteinander. Wie ein Schutzgeist der eine: als wolle er den anderen dem Wüten des Wetters und den Abgründen des Todes entreißen. Und der, gebeugt wie ein Sherpa und kaum zu erkennen: die Last, die er trägt, ist schwer und auf die Beine zu kommen, mein Gott, tut weh.

Und noch etwas: Es hängt da etwas über dem Kauernden. Wie ein Joch – ein über die Maßen schweres Gewicht. Du kannst dich ihm nicht entziehen – es nimmt dir den Atem. Und doch: die Macht, den Gebeugten vollends zu erdrücken – sie ist ihm geheimnisvoll genommen. Irgendetwas, so scheint es, ist ihm »dazwischen gewachsen«. Und so setzt sich von den Fußsohlen über die Knie, die Schulter und den Nacken des Kauernden das Dreieck des Umhangs langsam, ganz langsam in etwas fort, was sich aufrichtet, umkehrt und aus dem Schwergewicht ein Musikinstrument entstehen lässt – gerade so, als wolle es zu begreifen geben: die Zeiten sind schlecht, aber die Saiten – sie sind gespannt, und wenn es die Menschen nicht mehr sind, die spielen, dann ist vielleicht ja noch der Wind, der den Saiten die Töne entlockt ... Zusammengekauert, das Knie bis zum Kinn gewinkelt, auf's Äußerste gespannt, ganz Ohr – so hockt er da. Und die Spannung weitet sich, setzt sich fort bis in die Fasern seines Umhangs hinein. War da nicht was? Undeutliche, kaum zu entschlüsselnde Signale? Doch dann, immer deutlicher: Worte, Klänge, Botschaft – du dort am Boden und tief in deinem Versteck, es ist da einer auf dich zu, der meint, da wär' noch was ...

Und wie ich sie festhalten will, diese Doppelgestalt aus Klang und Erstarrung – da verwandelt sie sich noch einmal: in einen alten, knorrigen Baum. Der Preis deines Lebens, ich sehe, ist hoch! Gebrochen, verwittert, vernarbt – was bleibt da noch? Wirst du es je wieder schaffen, Blätter und Blüten zu tragen, Früchte hervorzubringen, dich dem Wetter entgegenzustemmen?

Der Psalm von vorhin kommt mir wieder: Jerusalem, ein Trümmerhaufen – der Tempel, ausgeraubt und dem Erdboden gleichgemacht – die Menschen, geschunden, beraubt, exiliert – Fremde unter Fremden – rechtlos unter Privilegierten – darauf angewiesen, wieder und immer wie-

der, ja nichts verkehrt zu machen und für ein bisschen Barmherzigkeit auf die Knie zu gehen. »Wir saßen an den Strömen Babylons und weinten ...« (so ihr Lied), »wenn wir an Zion dachten. Unsere Leiern, wir hängten sie an die Weiden dort. Denn die uns drangsalierten, hießen uns singen. Ein Lied, ein Lied, so ihr Spott! Singt uns, Fremde, ein Lied von Zion! Wie aber geht das: singen – dem Herrn – ein Lied – auf dem Boden der Fremde!« Vor ein paar Tagen las ich von Franz Ephraim Wagner. Zufällig eigentlich. Denn Franz Ephraim Wagner? Ich kannte ihn nicht – hatte von ihm noch nie gehört. Als Junge lebte er in Frankfurt. Heute lebt er in Jerusalem. Mit Fred, seinem Freund, spielte er im November 1938 gerade Schach, als schräg gegenüber von ihm die alte Synagoge in Flammen aufging. Nicht nur in Frankfurt: überall in Deutschland steckten die Nationalsozialisten die jüdischen Gotteshäuser und andere Einrichtungen in Brand. Warum die Gotteshäuser ..., so Wagners Erinnerungen an den Irrsinn dieser Nacht? Und warum, sag', schreitet keiner ein – es sind auf dem Platz doch so viele und alle sehen, was geschieht? Warum verhindern sie ihn nicht, den Terror der Wenigen – die beklatschen ihn noch? Es sind doch nicht irgendwelche – Menschen doch, die er kennt: Mitbewohner des Hauses, Nachbarn, Arbeitskollegen des Vaters, Väter und Brüder von Klassenkameraden, Stadtangestellte, Feuerwehrleute, Polizisten und zwei seiner Lehrer sogar? Die Lager, in die man ihn steckt, überlebt er – doch Vater und Mutter und Bruder und Schwester und Cousine und Onkel überleben nicht. 1945 wandert er über Amerika nach Israel aus. 19 Jahre war er damals alt. Deutschland wieder sehen? Nein, lieber nicht. Doch irgendetwas trieb ihn, noch mal nachzuschauen. Wonach eigentlich?

Spontan ist er nicht, der Zugang zum Bild. Das kalte, fahle Licht, das erstarrte, verwitterte Leben – sie machen mich frösteln. Und doch – es schafft mich nicht. Es lässt mich der Kälte entgegentreten, mich hintreten dort zu den Abgründen dieses kaum mehr vorhandenen Menschenlebens: mich aufmachen und hintreten und hinschauen und – aushalten. Längst ja hatte ich sie zugedeckt, ausgeklammert, die Seiten meines Lebens, die sich mir so wieder auf tun. Was ich verloren habe, ich gewinne es wieder – werde erreichbar für etwas, was ich selbst nur immer für unzugänglich gehalten hatte, und komm ihnen näher, den Wurzeln (ja) auch meines eigenen Lebens. Nein, so meine Entdeckung: angekommen

ist dieses Leben noch lange nicht, »aber die Leiden hier werden ein Kleines sein gegenüber der Herrlichkeit, die sich erweisen möchte ...« (Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde in Rom 8.17f.)

»Erweisen« also will es sich. In Schwung kommen. In Bewegung setzen. Im Heute nicht stehen bleiben. Aus Abend Morgen werden lassen. An die Hand mich nehmen und in die Dinge so mit mir tiefer hineingehen. Denn eines musst du wissen – wenn da nichts mehr ist, du selbst dir das Haus geworden bist, durch dessen Tür du deine Bleibe betrittst, in dessen Wänden du dich zur Ruhe legst, aus dessen Fenstern du in die Zukunft schaust, dann wird es eng, ausgesprochen eng – dann brauchst du einen Baum, in den du deine Leier hängen kannst und der mitächzt, wenn der Wind die Saiten streicht!

Was aber ist dann mit denen, liebe Gemeinde, für die es nicht einmal, so scheint es, diesen Baum dort gibt, in den sie ihre Leier hätten hängen können? Am Volkstrauertag/Friedenssonntag sind wir ihnen ganz nahe. Den Toten der beiden Weltkriege: den in den Gefängnissen Geschundenen und Lagern Geschundenen Ermordeten, den in den Städten Verbrannten und Verschütteten, den auf der Flucht Erfrorenen und Verhungerten? Den Tausenden, Abertausenden, die in den »vergessenen« Kriegen danach zwischen die Fronten geraten sind und zu Opfern von Terror und Gewalt, Anarchie und Bürgerkrieg bis heute werden (in Nahost und Sudan, im Kaukasus und anderswo)? Und allen den Ungezählten, gestern schon und heute, die es gegen die Armut und die Krankheit noch nie geschafft haben und es, weil die Dinge der Welt und die Herzen der Menschen so sind, wie sie sind, auch morgen nicht und später schaffen werden. »Schrei hinaus ...«, so Sotro, der Bauer dort aus dem von Milizionären überfallenen Dorf im afrikanischen Dafur. »Schrei hinaus, in alle vier Winde, was deine Augen gesehen haben! Schrei hinaus, dass du das Volk gesehen hast, wie es mit erhobenen Fäusten Brot und Hoffnung einklagte! Schrei hinaus, dass du sie weinen sahst, empört und ohne Trost, die der Terror zu Waisen machte! Dass du Kinder gesehen hast, die das Land durchziehen mit Augen ohne Tränen und schweigend immer nur der einen Frage: mein Gott, wie lange noch ...!«

Das Mitächzen des Windes in den Saiten der Leier – und das soll reichen? Ist das alles nicht sehr weit fort vom wirklichen Leben? Fromme Poesie, wohlfeil und reichlich makaber? Nein, liebe Gemeinde, natürlich kann es das nicht gewesen sein. Aber nicht darauf kommt es an, alle nur mögli-

chen Gründe dafür zu finden, dass es reicht, sondern darauf, nach fort-dauerndem Zögern, Wegschauen und anderes für wichtiger Halten (meines vor allem) den Augenblick endlich für gekommen zu erachten, in Bewegung zu gelangen und ihn tun, den *eigenen* Schritt – und alles Weitere dann!

Und Poesie? Natürlich Poesie! Was anderes als Bildsprache ist sie denn, die Hoffnung auf die »Herrlichkeit der Kinder Gottes«!? Aber Bildsprache von einer Kommkraft, die ankommen will und sich mit der Wirklichkeit, wie sie ist, zu etwas »Neuem« verbünden, der Konspiration des Todes dort mit der *Inspiration* des Lebens begegnen möchte – ohne Illusionen, wohl wahr – aber ohne Furcht auch und im fest gefügten Vertrauen, es werde sich »die Herrlichkeit eines Tages erweisen«. Warum? Weil Gott es so will und dem Leben, wär's anders, die Alternative fehlte. »Auf meiner Flucht aus Russland ...«, so Werner Bergengruen in einer seiner kurzen Geschichten, »kam ich, nach Lebensmitteln suchend, in ein Dorf in der Nähe von Minsk. Eine alte Bäuerin sagte zu mir: Ich habe einen Sohn, der ist in deutscher Gefangenschaft. Ob er noch lebt, ich weiß es nicht. Seit Monaten habe ich nichts mehr von ihm gehört. Du bist ein Deutscher und hast Hunger. Ich werde jetzt denken, du bist mein Sohn. Worauf sie mich umarmte, weinte und reichlich beschenkte ...«. Manchmal, liebe Gemeinde, muss man sehr weit draußen beginnen, um anzukommen!

### Fürbittengebet

Mache uns zu Grenzgängern, zu Grenzgängerinnen deines Friedens, Gott, damit es mir nicht mehr länger darum geht, mein Ich zu wahren, sondern meine Hände und meine Füße und meine Sinne und meinen Kopf und mein Herz frei bekomme für das Leben und die Würde anderer Menschen.

Mache uns zu Grenzgängern, zu Grenzgängerinnen deines Friedens, Gott, damit ich aufhören kann, die Welt in gut und böse einzuteilen, sondern Menschen begegne, überall auf der Welt, die auf meine Liebe warten. Make uns zu Grenzgängern, zu Grenzgängerinnen deines Friedens, Gott, damit schwarz nicht mehr schwarz und weiß nicht mehr weiß und arm nicht mehr arm und reich nicht mehr reich bleiben muss, sondern Wunden geheilt und Trennungen überwunden werden.

Ja, Gott, zu Grenzgängern und Grenzgängerinnen deines Friedens mache